

RACHEL ABBOTT  
Wo die Angst beginnt

### *Autorin*

Rachel Abbott, geboren und aufgewachsen in Manchester, leitete viele Jahre als Systemanalytikerin ihre eigene kleine Softwarefirma. 2011 veröffentlichte sie ihren ersten Roman als Selfpublisherin und landete damit auf Anhieb einen Riesenerfolg. Seither führen ihre Romane regelmäßig die E-Book-Bestsellerlisten in Großbritannien und den USA an. Heute lebt Rachel Abbott abwechselnd in Italien und in ihrem Haus auf der Kanalinsel Alderney, wo sie auch ihre Romane schreibt.

Besuchen Sie uns auch auf [www.facebook.com/blanvalet](http://www.facebook.com/blanvalet) und  
[www.twitter.com/BlanvaletVerlag](http://www.twitter.com/BlanvaletVerlag)

RACHEL ABBOTT

Wo die  
**ANGST**  
beginnt

Thriller

Deutsch von Leena Flegler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »And so it begins«  
bei WILDFIRE, an imprint of HEADLINE PUBLISHING GROUP, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2018 by  
Rachel Abbott and Black Dot Publishing Limited

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe

© 2019 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Bernd Stratthaus

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com (David Alary;  
domnitsky; Evgeni ShouldRa)

JaB · Herstellung: sam

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0733-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

# Prolog

## I

Auf diese Weise geht es dann also zu Ende.

Jetzt ist klar: Eine von uns muss sterben.

So mancher Tod ist unausweichlich. Andere Tode können verhindert werden. Und dann gibt es noch jene Tragödien, die aus sich heraus Fahrt aufnehmen. Wenn sie das erst tun, werden sie zusehends übermächtig und richten Schaden über Schaden an, führen zu Verlust um Verlust.

Ja. Es ist an der Zeit, das hier zu beenden.

## II

Endlich war es still im Wagen. Stephanie hatte Jason zum Schweigen gebracht, indem sie ihm angedroht hatte, sie werde anhalten und ihn rauswerfen, wenn er nicht aufhöre zu quatschen. Dann könne er zu Fuß zum Bahnhof zurücklaufen. Nicht dass es eine angenehme Stille gewesen wäre. Stephanie krallte die Finger ums Lenkrad. Sie machte das Fenster einen Spaltbreit auf, um die stickige Luft rauszulassen, und atmete die feuchte Meeresluft ein. Sie roch leicht nach den Wellen, die tief unter ihnen gegen die Felsen schlugen.

Entspann dich, sagte die Stimme in ihrem Kopf. Das hier ist nicht wie letztes Mal.

»Sie glauben also, Sarge, es ist ein Fall von häuslicher Gewalt?«, fragte Jason und platzte damit schon wieder in ihre Gedanken. »Ist die Gegend hier oben dafür nicht ein bisschen zu fein? Um Geld streiten die hier doch ganz bestimmt nicht.«

Jason verschränkte die Arme, als wäre damit alles gesagt, und Stephanie hätte ihn am liebsten gefragt, ob er während seiner Ausbildung überhaupt jemals zugehört habe. Sie hasste es, mit Anfängern unterwegs zu sein, besonders wenn sie so voreingenommen und fehlinformiert waren wie dieser hier.

»Wir haben einen Notruf reingekriegt, und eine Frau hat um Hilfe geschrien – mehr wissen wir noch nicht. Die

Leitung war gleich darauf tot. Laut der Sicherheitsfirma, die für das Anwesen zuständig ist, ist das da oben ein verdamntes Fort Knox, insofern eher unwahrscheinlich, dass es ein Raubüberfall war.«

Stephanie wusste nur zu gut, was das bedeutete: dass die Frau vor jemandem geschützt werden musste, der ihr vertraut war.

»Der Sicherheitsdienst ist schon vor Ort, einer von denen lässt uns rein. Bald wissen wir Bescheid«, sagte sie.

Viel zu bald. Sie war sich nicht sicher, ob sie überhaupt Bescheid wissen wollte.

Unter den Reifen knirschte der Kies, und sowie sich die Wolken verzogen, schien helles Mondlicht auf das Gestrüpp zu beiden Seiten des schmalen Zufahrtswegs. Sie bogen um eine Kurve, und vor ihnen erstreckte sich eine weiße Mauer – rund sechs Meter hoch und mit einer zweiflügeligen Holztür in der Mitte.

»Was ist das denn bitte?«, murmelte Jason bei dem ungewöhnlichen Anblick.

»Die Rückseite des Hauses.«

»Da gibt es ja gar keine Fenster. Warum baut sich denn irgendwer ein Haus ohne Fenster?«

»Warten Sie einfach, bis wir drin sind, Jason.«

Aus dem Augenwinkel bemerkte sie, wie er den Kopf zu ihr drehte. »Dann kennen Sie das Haus?«

Stephanie nickte. Allerdings wollte sie nicht an ihren letzten Besuch erinnert werden und hoffte inständig, dass es diesmal nicht um etwas Ähnliches ging. Trotzdem, ein Notruf war nie ein gutes Zeichen, und dieses Haus – so schön es auch war – bescherte ihr eine Gänsehaut.

Sie hielt neben einem Fahrzeug an, auf dessen Seite das

Logo der Sicherheitsfirma klebte. Ein dürrer Typ mit schlimmer Akne stieg aus.

Himmelherrgott, dachte sie, zwei Kinder zum Preis von einem.

»Sergeant Stephanie King«, stellte sie sich vor. »Sie haben den Schlüssel?«

Der junge Mann nickte. »Gary Salter. Vom Sicherheitsdienst.«

Wer hätte das wohl gedacht?

»Haben Sie schon geklingelt?«, wollte sie wissen, und Garys Blick huschte nervös hin und her.

»Ich wusste nicht, ob ich sollte ...«

»Womöglich die richtige Entscheidung«, erwiderte sie. »Wir wissen nicht, womit wir es zu tun haben, und allein wären Sie vielleicht ein Risiko eingegangen. Setzen Sie sich wieder in Ihren Wagen, Gary. Ich kann Sie da drin nicht brauchen, solange wir keine Ahnung haben, was los ist.«

Stephanie drückte fest auf die Klingel und neigte den Kopf, um auf Geräusche von drinnen zu lauschen. Es blieb mucksmäuschenstill. Sie probierte es noch einmal; dann schob sie den Schlüssel ins Schloss.

Hinter ihr sprang Gary aus dem Wagen.

»Es gibt noch eine Alarmanlage«, rief er. »Die Ziffernkombination ist die 140329.«

Mit einem Nicken schob Stephanie die Tür auf. Das Kontrollkästchen für die Alarmanlage hing gleich im Eingangsbereich, war aber abgeschaltet. Sie schob eine zweite Tür auf und betrat das Innere des Hauses, Jason ihr dicht auf den Fersen. Im Flur brannte nirgends Licht, und es war kein Mucks zu hören. Diese Art dichter Stille sprach für ein bestens isoliertes Haus. Als sie die Stimme erhob, klang sie gedämpft und hohl.



Nur ein schmaler Lichtstrahl fiel durch die angelehnte Tür, die in den Hauptwohnbereich führte, wie Stephanie wusste. Vorsichtig tastete sie sich an der Wand entlang. »Hallo? Polizei!« Dann stieß sie die Doppeltür am Ende des Flurs ganz auf, und schlagartig strömte ihnen das helle Mondlicht entgegen.

»Ach du Scheiße!«

Stephanie wusste genau, was Jason meinte. Der Ausblick war auch für sie wieder genauso schwindelerregend wie beim letzten Mal. Zur Seite hin, durch die sie das Haus betreten hatten, mochte es keine Fenster geben, aber die gegenüberliegende Wand des weitläufigen Wohnbereichs war vollständig verglast. Vor ihnen spiegelte sich der Mond auf der schwarzen Wasseroberfläche, und es fühlte sich an, als würde das Haus hoch über dem Meer schweben.

»Für den Ausblick haben wir jetzt keine Zeit, Junge. Hallo?«, rief sie erneut. »Polizei! Ist jemand zu Hause?« Keine Reaktion. »Kommen Sie, Jason, sehen wir nach.«

Der komplette Riesenraum war zu allen Seiten hin offen und wartete mit einer ultramodernen Küche, einem Esstisch für rund zwanzig Personen und einer Couchlandschaft auf. Als der Mond erneut hinter einer Wolke zu verschwinden drohte, drückte Stephanie auf den Lichtschalter. Nichts passierte.

»Scheiße«, murmelte sie. »Holen Sie die Taschenlampe – und beeilen Sie sich. Ich bin unten bei den Schlafzimmern. Kommen Sie nach.«

Während Jason sich wieder zur Eingangstür umdrehte, machte sich Stephanie vorsichtig auf den Weg zur Treppe und legte die Hand an das Stahlgeländer. Es fühlte sich eisig an.

»Polizei!«, rief sie. »Mr. North – sind Sie zu Hause?« Sie konnte selbst hören, wie verunsichert ihre Stimme klang, und verfluchte ihre Erinnerungen an diesen Ort. »Mr. North?«, rief sie erneut.

Obwohl die Person, die den Notruf gewählt hatte, eine Frau gewesen war, konnte sich Stephanie lediglich an Norths Namen erinnern. Soweit sie wusste, hatte er nicht wieder geheiratet.

Der Mond kam wieder hinter den Wolken hervor, und unwillkürlich warf sie einen Blick zurück zu der Reflexion auf dem dunklen Wasser, ehe sie sich wieder der Treppe zuwandte und nach ihrem Schlagstock tastete. Mit der Linken hielt sie sich am Geländer fest, lief behutsam Stufe für Stufe die Glastreppe hinunter und rief erneut.

Irgendetwas war hier passiert. Das konnte sie spüren.

Sie wusste, dass sich die Schlafzimmern auf dieser Etage befanden. Am entlegenen Ende des Flurs führte eine zweite Treppe ins Kellergeschoss. Dort hinunter wollte sie nicht noch einmal gehen müssen.

In ihrem Rücken konnte sie polternde Schritte hören. Als sie sich umdrehte, musste sie den Arm über die Augen legen, um von der starken Taschenlampe nicht geblendet zu werden.

»Sorry, Sarge.« Jasons Stimme klang unsicher, als wäre er verängstigt oder aufgeregt – was von beidem genau, wollte sie lieber nicht wissen.

Erneut rief Stephanie in die Stille hinein. Sie wusste noch genau, wo das große Schlafzimmer lag. Als sie zuletzt hier gewesen war, hatte die Tür offen gestanden, und North hatte mit gesenktem Kopf und bebenden Schultern auf seinem Bett gesessen.

Sie tastete sich mit dem Fuß voran und stieß vorsichtig die Tür auf.

Die Lampe hätten sie gar nicht gebraucht. Das Mondlicht strömte durch die deckenhohen Fenster herein, und ein Dutzend strategisch im Raum verteilte Kerzen verbreiteten einen gelblich flackernden Schimmer.

»*Herr im Himmel!*«

Jasons geflüsterter Fluch sagte alles. Das Bett schien aus einem einzigen Durcheinander von um die Arme und Beine zweier Menschen gewickelter Laken zu bestehen – Stephanie hätte von ihrem Standort aus nicht einmal sagen können, ob es sich bei den jeweiligen Personen um Mann oder Frau handelte. Der metallische Geruch bestätigte ihr, was sie vor sich sah: Beide lagen reglos da, und das weiße Bettzeug war mit zähem, dunklem Blut durchtränkt.

Obwohl es eine laue Nacht war, lief es Stephanie eiskalt den Rücken hinunter, und sie schluckte schwer. Was zum Teufel war hier passiert? Am liebsten wäre sie auf der Stelle vor dem brutalen Anblick aus dem Zimmer geflüchtet.

Sie zwang sich jedoch dazu, tief durchzuatmen, drehte sich zu Jason um und bat ihn, zurück nach oben zu laufen und in der Zentrale anzurufen. Sie brauchte keinen Spiegel, um zu wissen, dass der entsetzte Ausdruck in seinem Gesicht ihrem eigenen entsprach.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, hörte Stephanie ein Geräusch, das ihr die Härchen auf den Armen zu Berge stehen ließ. Das Weinen eines kleinen Kindes. Sie wirbelte herum und versuchte zu hören, woher es kam. Sie musste dieses Kind finden. Allerdings klang das Jammern nicht nach Schmerzen oder Panik. Doch bevor sie

das Zimmer verlassen durfte, blieb noch eine Sache zu tun: Sie würde auf das blutdurchtränkte Bett zugehen und bei beiden nach dem Puls fühlen müssen, um sicherzustellen, dass sie wirklich tot waren, auch wenn sie daran kaum Zweifel hegte. Das Spritzmuster an der Wand ähnelte einem abstrakten Gemälde; die überlebensgroße Schwarz-Weiß-Fotografie einer blonden Frau, die stolz über den beiden Leichen hing, war mit dickflüssigen roten Flecken übersät.

Stephanie holte tief Luft und zwang sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen und sich Schritt für Schritt den zwei Toten zu nähern.

Erst hielt sie es für Einbildung: Ein Bein hatte gezuckt. Einen Augenblick später gesellte sich zu dem entfernten Weinen des Kindes ein tieferes, dunkleres Geräusch. Ein schmerzhaftes Stöhnen. Und es kam vom Bett.

Eine der Leichen war gar nicht tot.

# TEIL 1

Drei Monate zuvor

Es hatte mit kaum erwähnenswerten Gemeinheiten angefangen. Ein gestelltes Bein, dann der Schmerzensschrei, wenn das Knie auf dem Boden aufschlug. Allmählich fand er Gefallen daran. Es passierte immer häufiger und wurde immer heftiger, und mit jeder gefühlkalten Tat schien es ihm umso mehr Spaß zu machen.



# 1

*Ich kann das Foto schon von der gegenüberliegenden Straßenseite aus sehen. Es bedeckt die Wand der Galerie und hängt an dünnen Drähten, sodass es aussieht, als würde es in der Luft schweben. Es ist das Schwarz-Weiß-Porträt eines Mädchens, dessen Körper vor dem schwarzen Hintergrund kaum mehr als einen Schatten bildet. Die Kontraste wurden derart verstärkt, dass jede Wölbung unter der Haut – Wangenknochen, Nase, Spitze des Kinns – gleißend weiß erstrahlt, während die Höhlungen dunkel und geheimnisvoll wirken.*

*Ich bleibe abrupt auf dem Bürgersteig stehen und starre hinüber. Es ist eine kleine Galerie – auch nicht größer als die Läden nebenan, von denen einer Cupcakes verkauft und der andere irgendwelchen Blödsinn, den Leute im Urlaub eben kaufen und der nach zwei Wochen in der Sonne jede Berechtigung verliert: aufblasbare Haifische, Beachbälle, die beim ersten Tritt einreißen, Luftmatratzen in Grellpink und aufwendige Drachen, die wahrscheinlich kein einziges Mal in die Luft steigen.*

*Im Vergleich dazu wirkt die Galerie fast schon edel, und die graue Fassade schmückt lediglich der ganz rechts aufgemalte Name, als wollte irgendwer sich dafür entschuldigen: Marcus North.*

*Ich habe keine Ahnung, wie lange ich dort schon hinstarre, aber diese Fotografie zieht mich an. Als ich die schmale Straße überquere und mich vors Schau-  
fenster stelle, nehme ich nicht einmal mehr den  
chaotischen Verkehr hinter mir wahr. Einen Moment  
lang verliere ich mich vollkommen in meinen Erin-  
nerungen, bis ich schließlich die Tür aufschiebe und  
eintrete. Der Raum ist tief, die Wände sind dunkel-  
grau gestrichen. Ich bin beeindruckt. Alle paar Meter  
zerteilt ein geklinkerter Pfeiler die dunkle Wand, an  
der Fotos hängen, die dezent von oben angestrahlt  
werden und – trotz ihrer Farblosigkeit – vor Leben-  
digkeit glühen.*

*Besonders ein Bild hat es mir angetan, und ganz  
langsam mache ich drei Schritte zur Mitte der Galerie,  
während mein Blick auf das Bild zweier spielender  
Kleinkinder gerichtet ist – eins schwarz, das andere  
weiß. Irgendwie scheint eine schwarze Hand die weiße  
Wange zu streicheln, während eine weiße Hand ein  
schwarzes Bein berührt. Auch hier sind die Kontraste  
scharf, und das Kinderlächeln der beiden mit ihren  
Milchzähnen ist einfach bezaubernd.*

*An den Klinkerpfeilern hängen kleine Bronze-  
figürchen: ein Schweinekopf, eine runzlige Hand, das  
gebeugte Bein eines Tänzers. Und von jeder dieser  
Skulpturen hängt wiederum Silberschmuck herab,  
wie ich ihn noch nie so originell und wunderschön ge-  
sehen habe. Eine lange, gewellte Halskette liegt über  
der der Schwinge eines Vogels, und in der Schweine-  
schnauze steckt ein juwelenbesetzter Ohrring.*

*Ich spüre, dass jemand hinter mir steht, und drehe  
mich um.*



*Während die Galerie monochrom gehalten ist, trägt die Frau ein kurzes, ärmelloses, fuchsiafarbenes Kleid. Sie hat weiß gebleichte, raspelkurze Haare, fast schon einen rasierten Schädel. Ihr Blick scheint mich festzunageln, sodass ich ihm nicht entkommen kann. Mit ihren riesigen, blassgrau leuchtenden Augen nimmt sie mich ins Visier.*

*Ich weiß genau, wer sie ist.*

*Cleo North.*

*»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt sie. »Oder möchten Sie sich nur umsehen?«*

*Sie lächelt mich an, aber es ist das professionelle Lächeln der Verkäuferin, das nur wenig echte Wärme ausstrahlt. Ich räuspere mich, ärgere mich insgeheim über meine Nervosität, rufe mir ins Gedächtnis, warum ich hier bin, und die Aufregung ebbt ab, während ich ein paar Schritte auf sie zu mache und die Hand ausstrecke. Ihre Hand fühlt sich kühl an.*

*»Evie Clarke«, stelle ich mich ihr vor. »Ich wollte mal sehen, ob Marcus North wirklich so ein begnadeter Fotograf ist, wie man mir immer weismachen will.«*

*Sie kneift die grauen Augen ganz leicht zusammen. »Ich bin Cleo North, Marcus' Schwester. Sie werden feststellen, dass er noch viel besser ist. Darf ich fragen, wie Sie auf ihn gekommen sind?«*

*Ich lächele und wirbele mir eine Strähne meines langen blonden Haares um den Finger, das neben Cleos schlohweißem Haar fast schon gelblich wirkt.*

*»Ich habe mich in letzter Zeit ein bisschen schlau gemacht und in einer Lokalzeitung einen Artikel*

über Marcus gesehen. Sie waren darin als seine Managerin erwähnt.«

»Sind Sie hier aus der Gegend?«, fragt sie stirnrunzelnd, als müsste sie mich in diesem Fall kennen.

»Nein, ich bin aus London. Aber ein Freund von mir hat hier Urlaub gemacht und mir die Zeitung mitgebracht. Ich war neugierig und bin kurzerhand selbst hergefahren, um mir ein eigenes Bild von den Fotos zu machen. Ich bin auf der Suche nach jemandem, der eine Fotoserie von mir erstellen könnte.« Ich lächle Cleo an. Mir ist klar, dass so etwas fürchterlich eitel klingt. »Sie wäre für meinen Vater – aber wenn ich ihm die Sache überlasse, dann kommen am Ende ein paar ganz grässlich gestellte Porträtaufnahmen heraus, deshalb habe ich ihn gefragt, ob ich mir den Fotografen selbst aussuchen dürfte.«

In ihrem Blick kann ich die Skepsis sehen, die sie zu verbergen sucht, indem sie wieder lächelt. »Ich bin mir nicht sicher, ob Marcus im Moment Porträtaufträge annimmt. Er beschäftigt sich derzeit eher mit Fotoreportagen und Bildern, die eine ganze Geschichte erzählen. Das hier«, sagt sie und zeigt auf die Porträts, die in der Galerie ausgestellt sind, »sind überwiegend ältere Aufnahmen.«

Ich nicke, als würde ich es verstehen. »Hören Sie, kann ich vielleicht mit ihm sprechen und ihm persönlich erzählen, worum es mir geht? Mein Vater ist gut vernetzt, und wenn er mit dem Ergebnis zufrieden sein sollte, wird er das bestimmt gern weitererzählen, da bin ich mir sicher.«

Sie wirkt unentschlossen. Ich weiß, dass sie Großes für ihren Bruder im Sinn hat – das ging aus dem

Artikel hervor –, und ich muss einen Weg finden, sie zu überzeugen.

»Falls es hilft – ich bin nicht unbedingt auf Studioaufnahmen aus. Ein paar Fotos über eine gewisse Zeit in unterschiedlichen Stimmungen und an verschiedenen Orten – das wäre fantastisch. Etwas Erwartbares oder zu sehr Gestelltes will ich gar nicht.«

Cleo wirkt ein wenig beleidigt, weil ich von Marcus etwas so Banales erwartet haben könnte.

»Tja, Sie sehen ja, dass seine Bilder kaum je vorhersehbar sind. Er ist derzeit sehr begehrt, wie Sie sich denken können.«

Ich brauche weitere zehn Minuten, bis ich sie subtil dazu überredet und ihr unausgesprochen versichert habe, dass mein Auftrag Marcus' Ruf nur förderlich sein könne, sie auftaut und ich einen ersten Funken Begeisterung an ihr erkenne. Ich bin mir sicher, dass sie hinsichtlich seiner Arbeitsauslastung geflunkert hat – er hat in den vergangenen achtzehn Monaten mehr oder weniger zurückgezogen gelebt –, doch jetzt ist ihr Ehrgeiz geweckt. Nicht der Ehrgeiz für sich selbst, sondern für Marcus. Endlich steht sie auf meiner Seite.

»Wie würden Sie denn gern weiter vorgehen?«, fragt sie, und seit ich hier bin, erscheint mir ihr Lächeln nun erstmals ehrlich. Darüber habe ich zuvor nicht nachgedacht, aber nach allem, was Marcus zugestoßen ist, kommen womöglich immer wieder Leute hierher, die einen Blick auf ihn erhaschen und sehen wollen, ob ihm die Tragödie ins Gesicht geschrieben steht. Doch es sieht ganz danach aus, als glaubte Cleo an die Aufrichtigkeit meines Interesses.

»Ich müsste Marcus erst einmal kennenlernen, um zu sehen, wie er arbeitet, um herauszufinden, ob seine Vorstellungen mit meinen übereinstimmen und – was deutlich schwieriger sein dürfte – mit den Vorstellungen meines Vaters.«

»Oh, machen Sie sich da keine Gedanken. Ich rede mit ihm, dann melde ich mich bei Ihnen.«

Ich mache ein langes Gesicht. »Ich würde wirklich ungern noch viel länger hierbleiben. Wenn er nicht interessiert ist, wüsste ich das lieber gleich, als dass ich hier meine Zeit vergeude. Wäre es nicht möglich, ihn heute noch zu treffen?«

Ich sehe ihr an, dass ihr das Kopfzerbrechen bereitet, aber letztendlich willigt sie ein, ihn sofort anzurufen, um ein Treffen zu vereinbaren, und greift zum Telefon. Dabei sieht sie nicht glücklich aus. Ich drehe mich weg, als hätte ich es nicht bemerkt. Sie versucht, am Telefon fröhlich und beschwingt zu klingen, und damit sie ihren Bruder ungestört bearbeiten kann, schlendere ich ein bisschen durch die Galerie.

Als sie auflegt, lächelt sie mich an. »Er weiß jetzt, dass Sie ihn heute sehen müssen, und hat eingewilligt. Er ist ziemlich in seine Arbeit vertieft und kann da manchmal leicht abweisend wirken, aber das ist alles nur Teil seines künstlerischen Temperaments.«

Sie entschuldigt sich schon für ihn, bevor ich ihn überhaupt kennengelernt habe. Ich lächele sie verständnisvoll an, als sie mir die Adresse gibt.

Dann verabschiede ich mich von ihr, obwohl ich weiß, dass dies bei Weitem nicht die letzte Begegnung

*mit Cleo gewesen sein wird, und beschließe, zu Marcus North nach Hause zu Fuß zu gehen, um unterwegs meine Gedanken zu sortieren und mir eine Strategie zurechtzulegen, wie ich ihn davon überzeugen kann, diesen Auftrag anzunehmen.*

*Während ich den steilen Weg zu seinem Haus hinaufschlendere, werfe ich einen Blick hinunter aufs Meer. Dort spielen Kinder im Sand, lachen und kreischen, wann immer sie ins kalte Wasser laufen, und spritzen ihre der Kälte eher abgeneigten Mütter und Väter nass. Ich beneide sie um ihre Sorglosigkeit. Ich kann mich nicht erinnern, als Kind je so empfunden zu haben.*

*Ich stiefele die geschotterte Zufahrt hinauf, bis vor mir die gewaltige weiße Mauer auftaucht, hinter der Marcus Norths Zuhause liegt. Dass nicht die Fotografie dieses Haus finanziert hat, weiß ich. Ich kann nirgends ein Fenster entdecken, aber ich bin mir ganz sicher, dass jenseits der Mauer alles anders ist. Das Haus kauert über der Steilküste, und die Aussicht von dort wird ganz fabelhaft sein.*

*Ich laufe auf die große Holztür zu und klopfe mit links an. Von den Schlägen auf die Tür tun mir die Fingerknöchel weh, die Schmerzen sind grenzwertig. Trotzdem klopfe und rufe ich weiter. Ich weiß, dass ich damit aufhören muss – um meine Hand zu schonen. Aber ich kann nicht anders, und je länger ich auf die Tür einschlage, umso mehr schmerzt meine Hand.*

Als der entsetzliche Schmerz mich aus dem medikamentenbenedelten Schlaf reißt und die Überreste des Traums verscheucht sind, dämmert mir, dass nichts davon real ist außer den Höllenqualen in meiner Hand. Ich stehe nicht vor Marcus Norths Tür. Stattdessen befinde ich mich dahinter – in einem Bett in einem abgedunkelten Zimmer mit riesigem Fenster, das zum Meer hinausgeht. Meine Hand ist vom Handgelenk bis zu den Fingerspitzen eingepist und tut entsetzlich weh. Anscheinend wirken die Schmerzmittel nicht mehr, und ich spüre das anstrengende Pochen und den Wunsch, über Haut zu kratzen, an die ich nicht herankomme.

Meine Augen fühlen sich verklebt an. Ich muss im Schlaf geweint haben, als ich mich an jenen Tag erinnert habe. Jede Sekunde des Traums war eine Wiederholung dieses Tages vor fast zwei Jahren, präzise bis hin zu dem Augenblick, da ich die Hand gehoben habe, um an die Tür zu klopfen. In diesem Moment ist der stechende Schmerz, unter dem ich jetzt aufkeuche, mit meinem Traum verschmolzen, der Schmerz hat sich in die Geschichte gedrängt und den entscheidenden Augenblick zunichtegemacht.

Ich will wieder in diesen Moment eintauchen – um mir ins Gedächtnis zu rufen, was anschließend passiert ist, und um mich davon zu überzeugen, dass sämtliche Entscheidungen, die ich seit jenem Tag getroffen habe, die richtigen waren. Doch nach und nach reißen die hauchdünnen Fäden, und ich weiß, es ist unwahrscheinlich, dass ich wieder vor dieser Tür lande und darauf warte, dass sie aufgeht, selbst wenn ich jetzt wieder einschlafe. Der Traum ist verpufft.

»Evie?« Die sonst so feste Stimme klingt zögerlich und besorgt.

»Ich bin wach, komm rein.« Trotzdem halte ich die Augen geschlossen. Ich will die perfekte Cleo nicht sehen, nicht solange ich weiß, wie ich selbst wohl aussehe. »Ist mit Lulu alles in Ordnung?«

»Es geht ihr gut. Sie schläft jetzt, aber sie war ganz wunderbar. Kann ich was für dich tun?« Sie kommt an mein Bett, und ich spüre, wie sie sich über mich beugt, schaffe es aber noch immer nicht, sie anzusehen. »Deine Augen sind ganz verklebt ... Hast du irgendwo Reinigungsmilch? Wenn du willst, wasche ich dir das Gesicht.«

»Im Bad.« Sprechen zu müssen fällt mir auf einmal schwer, und jetzt da ich weiß, dass mit Lulu alles in Ordnung ist, will ich einfach nur, dass Cleo wieder verschwindet.

»Ich kann sie nicht finden«, ruft sie hinter der Tür.

»Es heißt ›Seife‹«, antworte ich.

Ich muss sie nicht einmal sehen, um zu wissen, dass sie in Anbetracht dieses niedrigen Standards missbilligend dreinblickt. Manchmal ziehe ich sie aber auch einfach gern auf.

Cleo trägt ihre Perfektion wie eine Rüstung, wie die harte, schimmernde Muschelschale, die ich in der vergangenen Woche für Lulu am Strand aufgelesen habe – undurchdringlich, aber schön. Alles Äußerliche an ihr ist hell und kühn – vom gebleichten Haar und dem perfekten Make-up bis zu den leuchtenden Farben ihrer Kleidung. Ich habe erlebt, wie Leute sie auf der Straße angestarrt und sich gefragt haben, wer diese makellose Erscheinung sein mochte, und nicht annähernd begriffen haben, dass sie niemals in ihre Nähe gelassen würden, wenn sie es auch noch so sehr versuchten. Nur ein paar wenigen

handverlesenen Leuten erlaubt sie den Zugang zur wahren Cleo – und ich gehöre nicht dazu.

Ich höre, wie sie zurück an mein Bett kommt.

»Ich hab hier ein bisschen nasse Watte, das sollte auch funktionieren.« Sie wischt mir sanft über die Augen, und ich halte still. Ich will nicht, dass sie mich berührt. Wir haben uns nie nahegestanden, geben aber beide unser Bestes, um so zu tun, als ob, und im Moment spüre ich, dass sie aufrichtig besorgt ist. Behutsam setzt sie sich auf die Bettkante und hält inne, bevor sie die Frage stellt, mit der ich gerechnet habe.

»Bist du dir sicher, dass ich Mark nicht anrufen soll?«

Sowie sie den Namen ausspricht, bin ich wieder zurück in meinem Traum – vor der großen Tür in der breiten weißen Wand – und klopfe gegen das Holz. Diesmal fühle ich mich als Teil meiner Erinnerung, nur leider bin ich zugleich hellwach und frage mich, wohin die Zeit verschwunden ist. Wie viel ist passiert, seit ich mich selbst von meiner Erinnerung abgekapselt habe?

Der Mann, der mir an jenem Tag die Tür aufgemacht hat, war ein Wrack – abgerissen, zerraut, mit einem Drei-, Viertagebart, der mit Mode nichts mehr zu tun hatte.

»Marcus North?«, fragte ich.

»Nein. Ich bin Mark – mit K. So hieß ich immer schon, und so wird's auch bleiben.«

Das wusste ich bereits, aber mir war nicht klar gewesen, dass er nicht bei dieser Scharade mitmachte und einen Background vorgab, der prestigeträchtiger wirken sollte, als er tatsächlich war.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Mark North, nehme ich an?«



Er fuhr sich mit der Hand über das strähnige Haar, sodass es vom Kopf abstand. »Entschuldigung. Meine verdammte Schwester glaubt, dass Marcus interessanter klingt ... Und ich dachte, dass nur die Qualität meiner Fotos zählt. Aber gut.«

Das bisschen Erinnerung, das ich noch an diesen Tag habe, wird von Neuem gestört, als Cleo mich drängt, ihre Frage zu beantworten, ob sie Mark nun anrufen soll oder nicht. Sogar sie nennt ihn inzwischen nicht mehr Marcus, weil er irgendwann nicht mehr darauf gehört hat.

»Nein, sollst du nicht. Du weißt genau, dass er dann sofort irgendeine Ausrede erfindet, um nach Hause zu kommen, und du hast so hart dafür gearbeitet, dass er den Auftrag bekommt. Ich schaffe das schon.«

Cleo steht von der Bettkante auf, schlendert an das deckenhohe Fenster und blickt übers Meer. Dann wirft sie einen Blick zurück auf meine Hand und dreht sich wieder weg.

»Ich verstehe wirklich nicht, wie das passieren konnte, Evie. Das ergibt doch keinen Sinn.«

Für einen Augenblick sehe ich meine eigene Hand vor mir, wie sie im Fitnessraum fest die Hantel umklammert – sechs Scheiben zu je fünf Kilo, die ich über Kopf gestemmt habe. Es gibt noch eine andere Hand, die die Hantel in der Luft sichert. Diese andere Hand lässt los, und in dem Bruchteil einer Sekunde, den es dauert, damit dreißig Kilo meine Knochen zertrümmern, warte ich auf den Schmerz und weiß, dass ich mir wahrscheinlich Handwurzel-, Mittelhand- und Fingerknochen gebrochen habe. Die meisten Knochen kenne ich beim Namen.

»Ich hab's dir doch gesagt – die Stange ist mir im fal-

schen Moment aus der Hand gerutscht. Blöd, aber wie sagt man? Die meisten Unfälle passieren im Haushalt.«

»Aber da muss Mark doch gerade erst losgefahren sein. Warum hast du ihn nicht sofort angerufen?«

Ich seufze. Mir fällt keine vernünftige Antwort ein – oder eine, die Cleo mir abkaufen würde.

»Es ist nun mal passiert. Hilft doch nichts, ihn nach Hause zu beordern. Wenn es dir nichts ausmacht, mir ein bisschen mit Lulu zu helfen, wird es schon gehen. Mir wäre lieber, wenn er nicht sofort wieder zurückkäme.«

Sie sieht mich scharf an.

»Nicht, Cleo. Du weißt, dass ihn das stressen würde, und damit kann ich gerade nicht umgehen. Bis er wieder da ist, geht es mir doch schon wieder viel besser – dann komme ich auch besser damit klar.«

So wird es sein. So muss es sein.

## 2

Als ich Mark gerade frisch kennengelernt hatte, gab ich mir alle Mühe, Cleo für mich einzunehmen. Damals war ihr Einfluss auf ihn dermaßen groß, dass ich es mir nicht hätte leisten können, sie zur Feindin zu haben. Als die Machtverhältnisse sich irgendwann zu meinen Gunsten verschoben hatten, war ihre Verbitterung deutlich zu spüren. Am Ende entwickelte sich daraus eine Beziehung, die auf oberflächlicher Tolerierung fußte. Mark ist gegen all das immun. Er sieht, wie ich Cleo bei uns zu Hause willkommen heiße, sie zu uns zum Essen einlade, und merkt einfach nicht, wie sehr sie es verabscheut, von meiner Gunst abhängig zu sein.

Sie wird ihre Pflicht tun, jetzt da ich verletzt bin, weil sie genau weiß, dass Mark genau das von ihr erwarten würde – aber ich bin froh um jede Stunde, in der ich Ruhe vor ihr habe und sie mit Lulu nach draußen geht. Ich kann ihr ansehen, dass sie sich Gedanken macht. Bin ich so tollpatschig, dass das Kind ihres Bruders besser nicht in meiner Obhut sein sollte? Cleo weiß natürlich, dass dies nicht mein erster schmerzhafter Unfall war. Doch über die naheliegende Antwort auf ihre Frage will sie nicht einmal ansatzweise nachdenken.

Immer häufiger ertappe ich sie dabei, wie sie mich ansieht, als wäre sie sich nicht sicher, warum ich überhaupt hier und in ihr Leben eingedrungen bin.

Ich schließe die Augen. Bis die Schmerzmittel anfangen zu wirken, kann ich ohnehin nicht schlafen, und selbst wenn ich einschlafen sollte, weiß ich, dass ich nicht mehr in meinen Traum zurückkehren werde. Trotzdem kann ich mich noch daran erinnern und staune über die wundersamen Wege, die das Schicksal manchmal geht.

Bis zu jenem Tag, als Mark die Tür in der langen weißen Wand aufmachte und aussah, als wäre er gerade erst aus dem Bett gestiegen, hatte er sich bereits tagelang verbarrikiert – und er war wütend. Er sah zu dünn aus, was ihn größer erscheinen ließ. Seine Augen – genauso grau wie die seiner Schwester, aber doppelt so eisig – waren starr auf mich gerichtet. Dann meinte er, er habe inzwischen Zeit gehabt, darüber nachzudenken, und entschied, dass er den Auftrag nicht übernehmen wolle, ich solle also gehen und nicht noch mal wiederkommen.

Es war nicht der allerbeste Start, aber das war auch nicht unerwartet gekommen. Ich kehrte in die Galerie zurück und erzählte dort, was passiert war. Ich hatte nicht vor aufzugeben, aber das wollte ich Cleo nicht unter die Nase reiben.

»Das tut mir leid«, sagte sie. »Vielleicht könnten Sie mir ein bisschen Zeit geben, damit ich ihn umstimmen kann?«

Ich zog die Stirn kraus, als würde ich ernsthaft überlegen. »Okay, aber ich weiß, dass mein Dad die Sache gern in trockenen Tüchern wüsste. Wenn ich Marcus nicht buchen kann, muss ich jemand anderen finden.«

Cleo brauchte einen ganzen Tag, doch dann hatte sie ihn endlich davon überzeugt, sich zumindest mit mir zu unterhalten. Tags darauf stapfte ich also erneut die Zufahrt hinauf. Diesmal war es regnerisch und windig,

typisch wechselhaftes Sommerwetter wie so oft im Südwesten Englands. Es hielten sich nur wenige Leute am Strand auf, die sich ziemlich erfolglos mit ihren Drachen abmühten; die meisten Familien hatten sich wohl entweder in die Spielhallen oder in eins der unzähligen Cafés zurückgezogen.

Dass mir auch diesmal derselbe Mark die Tür aufmachte, war kaum zu glauben. Er hatte sich die Haare gewaschen, die gestern noch dunkel und speckig gewirkt und jetzt einen warmen rostbraunen Ton angenommen hatten, und er hatte sich den Großteil der Bartfusseln abrasiert. In seinem Blick lag statt Zorn eher eine Art Verblüffung – als hätte er keine Ahnung, wie er sich hierzu hatte überreden lassen. Erst Monate später sollte sich herausstellen, dass Cleo ihm angedroht hatte, die Galerie dichtzumachen, wenn er nicht endlich neue Aufträge annahm.

Er streckte mir die Hand entgegen.

»Tut mir leid wegen gestern«, sagte er. »Ich habe an ein paar Bildern gearbeitet, und es lief nicht besonders gut.« Dann ließ er die Hand locker hinabfallen und sah mir ins Gesicht. »Ach, um ehrlich zu sein, ist das Blödsinn. Ich war einfach nur eklig, bitte entschuldigen Sie.«

In diesem Moment mochte ich ihn wirklich, und ich war mir nicht sicher, ob das gut war oder nicht.

Mit einer Geste bat er mich herein, und ich machte einen Schritt an der großen Holztür in der weißen Wand und an ihm vorbei.

»Oh ... mein ... Gott!« Ganz langsam ging ich auf die spektakuläre Aussicht zu. Mir war klar, dass dies die obere Etage des Anwesens sein musste – das hier würde niemand bloß »Haus« nennen –, und es schien regelrecht über dem Meer zu schweben. Nur die riesige, regenge-

peitschte Fensterfront trennte einen von der rauen See. Selbst an einem Tag wie diesem war die Aussicht atemberaubend.

Mark begleitete mich zur Couch, von der man zum Fenster hinaussehen konnte, und ich konnte mich kaum mehr auf das konzentrieren, was er über seine Bilder sagte, seine Inspirationsquellen, seine Herangehensweise an jedes neue Motiv und die Techniken, die er bei meinen Fotos auszuprobieren gedachte. Ich war vollkommen abgelenkt: von einem Basstölpel, der über die Wasseroberfläche flog, und den Wellen, die gegen einen Felsen krachten, der in der Bucht hoch aus dem Wasser aufragte.

Er fragte, ob ich einen Kaffee wolle, und ging in die Küche, die seitlich an den Wohnbereich anschloss. Ich konnte das Knirschen der Mühle hören, dann wehte der Duft frisch gemahlener Kaffees zu mir herüber.

Ich sah mich im restlichen Wohnbereich um, der bislang kaum meine Aufmerksamkeit geweckt hatte. Als ich den Kopf drehte, erwartete ich insgeheim noch mehr große Porträts wie in der Galerie, doch es hing nur ein einziges an der Wand hinter mir, dem Fenster gegenüber und den wechselnden Lichtverhältnissen eines jeden Tages ausgesetzt. Es war das Porträt einer Frau mit kurzem dunklem Haar, das sie sich aus dem schmalen Gesicht gekämmt hatte. Das Gesicht war dominiert von ihren vollen, blassen Lippen. Trotzdem waren es die kleinen, leicht zusammengekniffenen Augen, die meinen Blick wie magisch anzogen. Die Frau schien mich zu beobachten, zu taxieren, und als ich mich wieder wendete, konnte ich sie immer noch in meinem Rücken spüren.

Mark reichte mir ein Porzellantässchen Kaffee, und während ich daran nippte, versuchte ich, den Blick im

Rücken zu ignorieren und mich auf unsere Unterhaltung zu konzentrieren. Ich musste ihn für mich einnehmen. Er musste mir vertrauen. Ich versuchte, ihn ein wenig aus der Reserve zu locken, seine geistreichen Kommentare und seine offensichtlichen Bemühungen, charmant zu sein – wenn auch nur, um seine Schwester zufriedenzustellen –, mit einem Lächeln zu quittieren. Ich wusste, dass nicht mehr dahintersteckte – zumindest an jenem Tag noch nicht.

Wir einigten uns darauf, dass wir zunächst an sechs Fotos arbeiten wollten, die jeweils an unterschiedlichen Tagen und zu unterschiedlichen Tageszeiten geschossen werden sollten, sodass das Licht variierte. Er stellte sich vor, dass eins davon ein Bild von mir inmitten einer ganzen Horde Urlauber sein sollte, nur dass mein Gesicht als Einziges überkontrastiert würde, während all die anderen in Grauschattierungen gehalten wären, sodass ich – buchstäblich – aus der Menge hervorstechen würde. Für eine andere Bildidee stellte er sich vor, dass ich mich über die Befestigungsmauer einer alten Ruine beugen könnte. Es machte allmählich den Eindruck, als fände er zusehends Gefallen an unserem Projekt.

Als mir kein plausibler Grund mehr einfiel, warum ich meinen Besuch noch länger hinauszögern sollte, stand ich auf und wollte gehen, doch erst musste ich ihm noch ein paar Fragen zu seinem Anwesen stellen.

»Es ist unglaublich geschickt entworfen. Der Bau muss Jahre in Anspruch genommen haben. Haben Sie immer schon hier gewohnt?«

Schlagartig wirkte er verschlossen. »Nein.«

Die Frau auf dem Bild beobachtete mich, weckte eine gewisse Kühnheit in mir, und fast verhielt ich mich wie einer dieser Gaffer an einer Unfallstelle.

»Es gibt sicher noch ein Untergeschoss – die Schlafzimmern, nehme ich an?«

Er biss die Zähne zusammen. Ich wusste genau, was ich gerade tat, konnte mich aber nicht zügeln. Ich wusste, die unteren Stockwerke mussten in den Fels geschlagen worden sein, und die Fenster dort würden genau wie hier zum Wasser hinausgehen.

»Um genau zu sein, gibt es noch zwei«, erwiderte er schließlich, sah mich dabei aber nicht an.

»Himmel, dann haben Sie Ihr Studio im Keller?«

Für einen Augenblick schwieg er. »Nein. Ganz unten sind bloß der Pool und der Fitnessraum. Aber die benutze ich nicht.«

Er nahm die beiden leeren Tassen in die Hand. Sie klirrten leicht.

»Weder noch?«

»Ich betrete den Keller nicht.«

Ich zog die Augenbrauen hoch. »Da spukt's aber nicht, oder?«

»Könnte schon sein. Meine Frau ist dort gestorben.« Seine Augen zuckten nach links zu dem Porträt an der Wand.

Ich blickte schockiert und zerknirscht drein, als hätte ich – im Gegensatz zu allen anderen, denen Marcus North ein Begriff war –, nicht längst gewusst, was geschehen war. Ich spürte, wie die zusammengekniffenen Augen des Porträts mich abschätzig musterten.

Diese Unterhaltung und mein erster Besuch in diesem Haus sind jetzt zweiundzwanzig Monate her. Vor gut elf Monaten bin ich hier eingezogen. Sogar noch heute tue ich alles, was in meiner Macht steht, um dem Blick von Marks toter Frau, Mia North, aus dem Weg zu gehen.



### 3

Cleo schob sich rückwärts durch die beschlagene Cafétür und zog Lulus Buggy hinter sich her. Als ein Teenager mit viel zu vielen Piercings im Gesicht aufsprang, um ihr behilflich zu sein, versuchte sie – vergeblich –, ihre Überraschung zu überspielen.

»Danke«, sagte sie, als der Junge sich lächelnd zu Lulu hinunterbeugte, die von all dem Metall in seinem Gesicht komplett unbeeindruckt zu sein schien.

Dann sah sie sich in dem halb leeren Café nach dem vertrauten Gesicht von Aminah Basra um, ihrer besten Freundin. In einigen Monaten würde das Café wieder von Urlaubern überquellen, dann würden weder sie selbst noch Aminah auch nur einen Fuß in seine Nähe setzen, aber so früh im Jahr war es ein schöner und praktischer Treffpunkt. Ihr Blick blieb an einem unbändigen schwarzen Haarschopf hängen, und im nächsten Moment riss Aminah auch schon den Arm in die Höhe, um ihr freudig zuzuwinken.

Sie schob den Buggy in die hinterste Ecke, wo ihre Freundin bereits bei einem Cappuccino saß, und erwiderte deren breites Grinsen.

»Wie du geguckt hast!«, raunte Aminah ihr zu, als Cleo sich setzte. »Das kommt davon, wenn man Vorurteile hat.«

»Ich weiß – ist mir auch peinlich! Meine erste Reaktion

war, den Typen von Lulu fernzuhalten. Wie grässlich ist das denn bitte?« Sie beugte sich über den Tisch und verzog das Gesicht. »Aber wie der sich die Nase putzt, verstehe ich trotzdem nicht«, flüsterte sie. »Egal. Schön, dich zu sehen! Hast du Anik heute gar nicht dabei?«

»Der ist bei seiner Oma, die ihm Manieren beibringen will, weil ich den Kindern angeblich viel zu viel durchgehen lasse. Eigentlich sollte es andersherum sein, oder nicht? Dass die Großeltern den Enkeln alles erlauben? Aber wie kommt es, dass du heute Lulu hast? Nicht dass ich mich darüber nicht freuen würde!«

Noch ehe sie antworten konnte, kam eine gelangweilte Bedienung an ihren Tisch, um Cleos Bestellung aufzunehmen, sodass sie kurz darüber nachdenken konnte, was sie antworten sollte. Aminah hatte in den vergangenen Monaten einige Zeit mit Evie verbracht und schon ein-, zweimal zu Cleo gesagt, sie gehe mit der Freundin ihres Bruders ein bisschen zu hart ins Gericht, und seither hatte sie sich lieber auf die Zunge gebissen, als Kritik an ihr auch nur anzudeuten.

»Evie hatte schon wieder einen Unfall – aber keine Sorge, ihr geht es wieder gut. Ich hab ihr ein paar von den Mittelchen aus dem Krankenhaus gegeben. Sie schläft.«

Aminah sah sie entsetzt an. »Was ist denn passiert? Weiß Mark Bescheid?«

»Der war gerade erst abgereist, als es passiert ist. Sie hat mich gebeten, ihn nicht anzurufen, dabei hat sie irrsinnige Schmerzen. Sie hat sich die Hand gequetscht und diverse Knochen gebrochen.«

»Sie hat sich die Hand gequetscht – wie denn das in aller Welt?«

Cleo wollte den Unfall lieber gar nicht schildern. Allein

die Vorstellung, wie die Gewichte auf Evies Finger gekracht waren, fand sie entsetzlich. Aber ihr war klar, dass Aminah nicht klein begeben würde, bis sie sämtliche Details kannte.

»Sie meinte, sie hat im Fitnessraum Lat-Züge gemacht.« Als Aminah sie verwirrt ansah, grinste sie schief. »Kein Thema – das muss man nicht kennen. Jedenfalls hat sie sich vorgebeugt, um die Gewichte zu justieren, und dabei wohl die Stange oben gehalten. Aber sie muss schweißnasse Hände gehabt haben, hat mit der freien Hand an den Gewichten herumhantiert, und da ist ihr die Stange aus der anderen Hand gerutscht. Ein blöder Unfall – hätte nie passieren dürfen! Es war eine Sache von ein, zwei Sekunden. Aber das wird wieder, und sie will nicht, dass ich Mark anrufe.«

»Im Fitnessraum.« Aminah starrte Cleo ins Gesicht. »Schon wieder.«

Cleo wich Aminahs Blick aus, nestelte an Lulus Buggy und strich ihrer Nichte über das seidige Haar.

»Ich weiß.« Sie hielt den Blick weiter auf das Kind gerichtet. »Mark setzt immer noch keinen Fuß dort hinunter, nicht seit Mia gestorben ist, soweit ich weiß. Und Evie hat wahrscheinlich Angst, er könnte den Keller absperren, wenn sie ihm erzählt, was ihr passiert ist. Das wäre schrecklich für sie – sie ist ständig mit Lulu im Pool. Sie findet, wenn man so nah am Meer wohnt, wäre es ein Sakrileg, einem Kind nicht das Schwimmen beizubringen.«

»Da hat sie recht.«

Cleo seufzte. Was immer Evie sagte, klang so wahn-sinnig vernünftig, aber in letzter Zeit hatte sie doch öfter Pech gehabt.

»Worüber denkst du nach, Cleo?«, wollte Aminah wissen. »Komm schon, diesen Gesichtsausdruck kenn ich doch.«

Cleo sah wieder hoch und fing Aminahs Blick auf. »Ich weiß ehrlich gesagt nicht, was ich davon halten soll – und ich weiß schon, du sagst jetzt gleich, dass ich mich lächerlich mache, weshalb ich eigentlich gar nichts sagen will ...«

Die Bedienung brachte für Cleo ein Mineralwasser, ein stilles Wasser für Lulu und für Aminah einen zweiten Cappuccino und setzte alles wortlos in der Mitte des Tisches ab. Keine der Frauen beachtete sie. Aminah starrte Cleo bloß an und wartete auf die Fortsetzung.

»Die Sache ist die, Aminah ... Das ist ja nicht ihr erster Unfall gewesen. Und es passiert jedes Mal, wenn Mark sich gerade erst auf den Weg gemacht hat. Wie damals, als sie sich allen Ernstes mit kochendem Wasser verbrüht hat ... Da meinte sie, sie hätte geniast, während sie das Wasser in ihren Becher gießen wollte. Da hätte es rausgespritzt. Aber ich hab unter dem Verband gesehen, dass es mehr war als bloß ein Spritzer.«

»Was willst du damit sagen? Dass sie um Aufmerksamkeit buhlt? Oder dass sie einfach nur tollpatschig ist? Wenn es die Aufmerksamkeit wäre, würde sie doch sicher wollen, dass Mark sofort wieder heimkommt?«

»Ich weiß nicht ... aber irgendwas stimmt da doch nicht.«

Aminah schnaubte. »Verdammt, Cleo, das hast du damals bei Mia auch gesagt. Die hast du auch nicht leiden können und ihr kein Stück über den Weg getraut.«

»Und wundert dich das? Sie war viel älter als Mark, und für sie war die Fotografie nichts als ein Hobby.« Mit

einem affektierten amerikanischen Akzent fuhr sie fort: »Mark ist jetzt mit mir verheiratet, also muss er nicht mehr Karriere machen. Ich bin erfolgreich für uns beide, und wir haben mehr Geld, als wir brauchen – lass ihn doch mal ein bisschen Spaß haben.«

Sie verzog das Gesicht, und Aminah lachte.

»Du weißt aber schon, meine Liebe, dass einiges dafür spricht, ein bisschen Spaß zu haben? Du willst, dass Mark berühmt wird, aber will er das denn auch?«

Cleo goss Wasser in Lulus Trinkbecher und drückte den Deckel wieder zu. »Hier, meine Süße.«

Lulu war wirklich ein genügsames kleines Ding. Sie sah aus wie eine neun Monate alte Version von Mark und hatte das gleiche rötlich braune Haar.

»Du weichst mir aus, Cleo«, sagte Aminah sanft.

»Ich hab immer schon auf Mark aufpassen müssen, das weißt du.«

»Blödsinn. Ich hab dir das schon mal gesagt, aber ich sag es gern wieder, ob du willst oder nicht: Du behandelst Mark, als wäre er dein Sohn und gerade mal sieben, nicht wie deinen siebenunddreißigjährigen Bruder. Ich weiß, dass du dich um ihn gekümmert hast, als eure Mutter abgehauen ist. Aber er ist inzwischen erwachsen und darf seine eigenen Fehler machen, sofern Evie denn überhaupt ein Fehler ist – und ich kann ganz ehrlich nicht erkennen, warum du das denken solltest. Sie ist schon in Ordnung, okay? Ich mag sie. Aber viel wichtiger ist doch, dass Mark sie anscheinend liebt, insofern tu dir selbst den Gefallen und entspann dich ein bisschen. Vielleicht bist jetzt ja mal du diejenige, um die sich gekümmert wird und um die man viel Aufheben macht.«

Der letzte Satz hatte fast zärtlich geklungen, und für

den Bruchteil einer Sekunde hätte Cleo am liebsten alles aus der Hand gegeben und dem Leben seinen Lauf gelassen, ohne ständig das Gefühl zu haben, alles kontrollieren zu müssen. Aber dazu hatte sie die Gelegenheit gehabt und sich anders entschieden – nur würde sie das Aminah gegenüber nicht zugeben.

Ihr Moment der Innenschau war vorüber, als ein Kuchenteller vor ihr auf dem Tisch landete. Mit gespielter Bestürzung schüttelte sie den Kopf.

»Was denn?«, fragte Aminah und biss in ein Schokokonfekt, dass es Cleo eiskalt den Rücken hinunterlief. »Ich mag Süßes – eine der Freuden in meinem Leben. Ich bin deine beste Freundin, und ich mag dich von Herzen gern, aber was macht eigentlich dir Freude? Du verbringst Tag für Tag damit, Mark zu motivieren und an deiner – zugegebenermaßen fantastischen – Figur zu arbeiten. Aber um welchen Preis? Warum trinkst du nicht mal was? Isst Pommes? Suchst dir einen Typen und hast mitten am Tag wilden, hemmungslosen Sex am Strand?«

Aminah grinste Cleo an, die um ein Haar zugegeben hätte, wie gern sie allzu oft genau das täte, was ihre Freundin ihr gerade vorgeschlagen hatte. Und doch fürchtete sie immer, dass alles in sich zusammenbrechen könnte, wenn sie die Deckung auch nur ein winziges Stück sinken ließ.

»Du wirst bald vierzig, Cleo. Ein gutes Alter – und eins, das man auskosten sollte. Aber bist du wirklich glücklich? Weil das nämlich alles ist, was ich mir für dich wünsche.«

Aminah beugte sich quer über den Tisch und griff nach Cleos Hand. Trotzdem – dieses Thema würde sie augenblicklich beenden müssen.

»Mach dir um mich keine Gedanken. Mir geht's gut, wirklich, und mal ehrlich: Ich hab all diese wunderbaren Ratschläge schon öfter von dir gehört.« Sie lächelte, um den Worten die Schärfe zu nehmen. »Sag mir einfach, was ich mit Evie tun soll. Glaubst du – in Anbetracht dieser Unfälle –, dass Lulu bei ihr sicher ist?«

»Entschuldige bitte, Schätzchen – aber das ist nun wirklich nicht deine Sache. Wenn du Mark gegenüber auch nur eine Andeutung machst, dass Evie nicht imstande sein könnte, auf ihre Tochter aufzupassen, nur weil sie daheim ein bisschen ungeschickt war, treibst du damit einen massiven Keil zwischen euch. Das hättest du schon mal um ein Haar gemacht, als er Mia geheiratet hat. Mach diesen Fehler also kein zweites Mal. Als er dich zuletzt auf Abstand gehalten hat, warst du am Boden zerstört.«

Cleo schwieg. Aminah hatte ja recht – sie hatte Mia nicht leiden können und versucht, Mark davon zu überzeugen, dass seine Frau ihn und sein Talent im Keim erstickte. Aber bei Evie lag die Sache anders. Sie schien Mark aus ganzem Herzen zu unterstützen; aber warum fiel sie dann jedes Mal schier auseinander, wenn er das Haus verließ?

Cleo spürte, dass Aminah nicht zu hundert Prozent auf ihrer Seite stand. Sie und Evie hatten eine Menge gemeinsam – sie hatten beide Kinder und Aminah zufolge auch ein paar ähnliche schlechte Angewohnheiten. Ingeheim hatte Cleo die Befürchtung, dass die sich anbahnende Freundschaft der beiden mit der Zeit wichtiger werden könnte als Aminahs Freundschaft zu ihr. Gerade erst in der vergangenen Woche hatte sie die zwei im Vorbeigehen in einem Café sitzen sehen, wo sie sich ein Stück Schoko-

kuchen geteilt und über irgendetwas gelacht hatten. Hineingegangen war sie nicht; sie hätte das Gefühl gehabt, die beiden zu stören.

In Cleos Leben gab es nur mehr drei Menschen, die ihr etwas bedeuteten – Mark, Lulu und Aminah –, und im Augenblick schien es ihr, als entwickelte Evie sich zum Dreh- und Angelpunkt, um den diese drei kreisten, während Cleo am Spielfeldrand stand und zusah, aber nicht Teil des Spiels war.